

(Nachdruck verboten.)

191

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

„Du willst nicht,“ sagte Wolfgang. „Und Frau Lämke hat es doch ihrer Frida erzählt!“ Der Ausdruck mauliger Verdrossenheit schwand aus dem dunklen Knabengesicht und machte dem einer wirklichen Betrübniß Platz: „Du hast mich lange nicht so lieb, gar nicht so richtig lieb, wie Frau Lämke ihre Frida hat!“

Sie ihn nicht lieb haben — ?! Sie ihn nicht lieb haben — ?! Und das glaubte er?! Käte hätte aufschreien mögen. Wenn eine ihr Kind lieb hatte, so war sie's gewiß, und doch fühlte dieses Kind instinktiv: hier fehlt etwas! Fehlte dann nicht auch jenes rätselhafte Band, das eine wirkliche Mutter und ihr wirkliches Kind so unlösbar geheimnisvoll, so tief innen verbindet?

„Wölfschen,“ sagte sie zitternd weich, „mein liebes Wölfschen,“ und strich ihm mit der eiskalten Hand über die heiße Stirn. „Das glaubst Du doch selber nicht, was Du da sagst! Wir haben uns doch so lieb, nicht wahr? Mein Kind — mein geliebtes Kind, sag?!“

Sie suchte seinen Blick, sie klammerte sich an seine Antwort.

Aber die Antwort, die sie ersehnte, kam nicht. Er sah an ihr vorbei. „Du erzählst mir ja doch nichts!“

Das kam nicht aus ihm! Jetzt auf einmal dies brennende Verlangen! Das hatte ihm jemand eingelöst, es konnte nicht anders sein! „Wer —“ fragte sie stockend — „wer hat Dir gesagt — Du sollst mich so fragen? Wer?!“

Sie hatte ihn bei den Schultern gefaßt, er machte sich frei. „Ach, was bist Du so komisch! Nee — niemand! Aber ich möcht's doch wissen. Ich sag' Dir doch, ich möcht's wissen! Es quält mich so — ich weiß nicht warum — es quält mich eben!“

Es quälte ihn — jetzt schon, so früh?! O, dann war's eine Ahnung, eine Ahnung — wer wußte woher? — eine unbewußte Ahnung aus allerersten Kindheitstagen! Wie sollte das werden? „Gott, Gott, hilf mir!“ schrien ihre Gedanken. Jetzt galt es zu erfinden, zu erdichten, auszudenken! Diese quälenden Fragen durften niemals, nie mehr wiederkommen!

Und sie zwang sich, zu lächeln, und als sie fühlte, daß dies Lächeln kein Lächeln war, legte sie, hinter seinen Stuhl tretend, ihre Wange auf seinen Scheitel und ihre beiden Hände um seinen Hals. So konnte er nicht nach ihr umblicken. Und mit gedämpfter Stimme, wie man Kindern ein Märchen erzählt, sprach sie:

„Väterchen und ich waren schon lange verheiratet — denk mal an, fast fünfzehn Jahre schon! — und Väterchen und ich wünschten uns so sehr einen lieben Jungen oder ein liebes Mädchen, damit wir nicht so allein wären. Mal war ich eines Tages sehr traurig, denn alle anderen Frauen hatten schon ein liebes Kind, nur ich nicht, und ich ging draußen umher und weinte, da hörte ich auf einmal eine Stimme — vom Himmel kam die — nein, ein Stimmchen, das — und — und —“ Sie verwirrte sich, stotterte und stockte: was sollte sie jetzt weiter sagen?

„Gm,“ machte er ungeduldig. „Und —? Erzähl' doch weiter! Und —?“

„Und am anderen Tage lagst Du in unserer Wiege,“ schloß sie, ungeschickt, hastig, mit fast ersticktem Ton.

„Und —“ er hatte sich von ihren Händen befreit, sich umgedreht und sah ihr nun ins Gesicht — „das ist alles?“

„Nun — und wir — freuten uns sehr!“

„Wie dumm!“ sagte er gefränkt. „So ist doch nicht „Geborenwerden“? Frau Lämke erzählt es ganz anders. Du weißt es ja gar nicht!“ Zweifelnd sah er sie an.

Sie wich seinem Blicke aus, aber der seine ließ sie nicht los. Ihr war, als blickten diese forschenden Augen ihr bis auf den Grund der Seele. Da stand sie wie eine Lügnerin und wußte nichts mehr zu sagen.

„Du weißt es ja gar nicht,“ wiederholte er noch einmal, bitter enttäuscht. „Gute Nacht!“ Und schlurzte zur Tür.

Sie ließ ihn gehen, rief ihn nicht zurück zum Gutenachtfuß. Starr blieb sie sitzen.

Oben, im Zimmer, hörte sie seine Schritte. eniautmlß schlenderte er seine Stiefelchen aus, jetzt polterten sie in der Ecke — jetzt ward es still.

O, was sollte sie ihm dereinst sagen, wenn er mit vollem Bewußtsein Fragen an sie richtete, ein zu Fragen berechtigter, Antwort heischender Mensch? Sie ließ sich auf den Stuhl fallen, auf dem sie gefessen hatte, und stützte den Kopf in beide Hände.

9.

Die Freundschaft mit Lämkes wurde eingeschränkt. Nie mehr sollte ihr Kind dorthin gehen! Eine Art von Eifersucht war in Käte aufgequollen gegen diese Frau, die so unpassende Sachen sprach, die vor Kinderohren sich so gar keinen Zwang antat.

Frau Lämke konnte sich jetzt nicht mehr des freundlichen Grußes der feinen Dame rühmen; diese ging jetzt am Hause vorüber und sah sie nicht mehr an, schien es nicht zu hören, daß sie respektvoll grüßte: „Guten Tag, inäd'ge Frau!“

„Du, wat habe ich denn eigentlich Deine Mama jetan?“ fragte sie eines Tages Wolfgang, als sie, vom Einholen zurückkehrend, ihn nach langer Zeit einmal wieder sah. Er lehnte am Gitter des schrägüberliegenden Grundstücks und starrte unverwandten Blickes nach ihrer Haustür.

Er fuhr zusammen; er hatte sie gar nicht kommen hören. Und dann tat er, als bemerke er sie nicht und schnippte mit der Gerte, die seine Hand hielt, in die Luft.

„Kommst denn gar nicht mehr bei uns?“ fragte sie weiter.

„Gaste Dir mit Atorn jehauen oder mit Fridan jezankt? Nee, wat denn, det kann ja nich sind, die hat ja schonst so sehr uf Dir jelauert! Die Inädige läßt Dir woll nich, was? Manu, wir sind woll nich mehr jut genug? Nee, freilich, wir sind nur Portjehs und unsre Kinder Portjehskinder!“

In ihren gutmütigen Ton mischte sich die Gereiztheit der Kränkung, und der Knabe horchte auf. Er wurde glühend rot.

„Na ja, ich sehe schon, Du darfst nicht! Na, meintwejen, denn nicht!“ Erbittert wendete sie sich zum Gehen.

„Na, was's denn noch?“ Er hatte sie durch einen Laut zurückgehalten; sie blieb stehen — wider Willen. Es war etwas in dem Blick der Knabenaugen, die sie jetzt voll ansahen, das sie festhielt. „Nee, nee, mein Sohn,“ sagte sie gutmütig. „Du kannst ja nich davor, ich weej ja!“

„Sie läßt mich nicht,“ murrte er zwischen den Zähnen und hieb mit der Gerte durch die Luft, daß es sauste.

„Warum denn nicht?“ forschte die Frau. „Hat se nich jesagt, warum de nich mit Atorn und Fridan mehr spielen sollst? Atur hat jetzt 'nen neuen Triesel — ei weij, der tanzt! Un Frida von die Dame oben bei uns 'nen wunderscheenen Ball!“

Des Knaben Augen flammten. Er holte mit dem Fuß aus und stieß ein Steinchen, das vor ihm lag, so heftig von sich, daß es im Schwung hinüberslog bis zur anderen Seite der Straße. „Und ich spiele doch mit ihnen!“

„Na, na, man nich so trozig,“ ermahnte jetzt die Frau. „Et kann ja sind, vielleicht waren die Zöhren unjezogen — lieber Gott, man kann doch nich so for allens uskommen, wat se treiben — weejte, Wolfgangchen, Mama'n mußte doch jehorchen, wenn se 't nu mal durchaus nich will!“ Sie seufzte. „Wir haben Dir sehr lieb jehabt, mein Sohn! Aber det is immer so: erst is de Freundschaft jroß, aber denn besinnen sich de Reichen uf eenmal! Du bist ja ooch eigentlich schonst zu jroß, um in'n Keller bei uns zu sitzen —“

Sie wollte noch weiter schwätzen, da fühlte sie sich an der Hand gefaßt. Es war ein sehr fester Griff, mit dem die Knabenhand die ihre hielt. Sich zu ihm herunterneigend, denn sie war groß und hager und ihr Auge vom ewigen Galldunkel der Portierwohnung nicht mehr scharf, sah sie, daß er Tränen in den Augen hatte. Sie hatte ihn noch nie weinen sehen und bekam förmlich einen Schrecken.

„Daß man jut sind, laß man, Wölfschen! Nee aber, so tweene doch nich, um Jottes willen nich, det wär't noch irade wert!“ Den Bissel ihrer groben blauen Arbeitsschürze nehmend — sie war nur eber mal vom Waschsaß fortgelaufen —

Wischte sie ihm die Augen, und dann die Backen herunter, und dann strich sie ihm übers Haar, das so straff und dicht auf dem runden Kopfe lag.

Er stand still, wie angewurzelt, auf der schon frühlingssüchten, sonnenhellen Straße; er, der so schon vor Zärtlichkeiten war, ließ sich also streicheln und scheute es auf einmal nicht, wenn dies auch andere Leute sahen.

„Ich komme doch wieder in den Keller, Frau Lämke! Da kann sie sagen was sie will. Ich komme doch zu Ihnen!“

Als er nun davonging, nicht trabend, wie es sonst seine Art war, sondern langsam, mit einem bedächtigen Tritt, wunderte sich die Frau, die ihm nachsah, wie groß er schon war.

Frau Käte hatte einen schweren Stand. Wie sie sich auch wehrte, förmlich dagegen stemmte, daß der Verkehr mit Lämkes wieder aufgenommen wurde, der Knabe war stärker als sie. Er setzte es durch, daß die Kinder, wenn er denn nicht zu ihnen hin sollte, wenigstens zu ihm kommen durften. In den Garten wenigstens — das hatte er der Mutter abgerungen.

Es war wie ein Kampf gewesen zwischen ihm und ihr, zwar ohne laute Worte und heftige Szenen, ohne direkte Verbote von ihrer Seite, ohne Bitten von der seinen; es war ein weit ernsteres, stummes Ringen. Sie hatte den Trost in ihm gefühlt, der sich gegen sie bäumte, den Widerstand in ihm, der immer weiter und weiter sich erhob bis zur Abneigung — ja, Abneigung gegen sie! Oder bildete sie sich das etwa nur ein?

Gern hätte sie sich mit ihrem Manne darüber ausgesprochen — ach, es war ihr ein solches Bedürfnis! — aber sie fürchtete dessen Lächeln. Oder dessen indirekten Vorwurf. Er hatte erst neulich einmal gesagt: „Es ist keine Kleinigkeit, ein Kind zu erziehen. Schon ein eigenes ist schwer, wie viel schwerer noch ein“ — nein, ein „fremdes“ sollte er nicht wieder sagen, nein, dies nicht noch einmal! Dieses Kind war ihr kein fremdes, es war ihr eigenes! Ihr geliebtes Kind!

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Dr. C. Thesing.

Wenn man die Geschichte der naturwissenschaftlichen Forschung im Mittelalter und in der Neuzeit überblickt, so erscheint einem der rasche Aufschwung, den die gesamten Naturwissenschaften und besonders die sogenannten beschreibenden naturwissenschaftlichen Fächer, vor allem Zoologie und Botanik, genommen haben, fast unbegreiflich. Dort schlimmster Aberglaube oder im besten Falle lüdenhafte, ungenaue Kenntnisse und hier mit einem Schlage eine schier unerschöpfliche Fülle von Beobachtungstatsachen und fruchtbareren, allgemein gültigen Gesichtspunkten. In der Tat, man kann stolz sein auf das, was das vorige und vorvorige Jahrhundert an rastloser Arbeit geleistet hat.

Wenn auch nicht vollständig, so doch in vielen Punkten trifft jedoch auch hier das alte Wort Von Arbas zu, daß „alles schon einmal dagewesen“ sei! Ja, wenn man den Aberglauben und die Unwissenheit des Mittelalters in Vergleich stellt, erscheint einem die Höhe der griechischen Kultur, wie sie sich auch gerade auf dem Gebiete der Naturerkenntnis kund gibt, als etwas Unbegreifliches! Noch unbegreiflicher freilich ist es, wie diese reichen und umfassenden Kenntnisse, wie wir sie namentlich in einem Geiste wie Aristoteles verkörpert sehen, wieder so vollständig und ohne eine Spur zu hinterlassen aus dem Gedächtnisse der Menschheit verschwinden konnten! Doch werfen wir lieber selbst einen Blick auf die wichtigsten Epochen dieses mehr als zwei Jahrtausende umspannenden Zeitraumes der Menschengeschichte. Selbstverständlich ist es nicht möglich, im Rahmen eines kurzen Artikels ein vollständiges Bild dieser langen Zeit zu bieten. Das ist aber auch gar nicht meine Absicht. Hier kommt es nur darauf an, das allmähliche Aufleben des naturwissenschaftlichen Forschergeistes, das erste Aufblühen des Abstammungsgedankens, dann wiederum den raschen Verfall der Wissenschaften im Mittelalter und endlich ihren neuen und glänzenden Aufschwung im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert in kurzen Zügen und an den markantesten Persönlichkeiten aufzuzeigen.

Bereits im grauen Altertume, im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt, im Anfange der griechischen Philosophie, finden wir deutliche Anklänge an den Grundgedanken der Abstammungslehre und der Darwinischen Theorie von dem Ueberleben des Passenden im Kampfe ums Dasein; freilich entsprechend dem damaligen allgemeinen Wissen untermischt mit zahlreichen kranken, phantastischen Vorstellungen, aber um so bewundernswerter, wenn man den geringen Schatz positiver naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Betracht zieht.

Nach der Lehre des Empedokles liegt die Wurzel aller Dinge in den vier Elementen: Wasser, Feuer, Luft und Erde. Im Anfange der Zeit ruhten all diese Stoffe innig vereint und zusammengehalten von dem Bande der Liebe, oder wie wir es heutzutage weniger geheimnisvoll ausdrücken würden: der Anziehungskraft, ungesondert und unberührt nebeneinander in der Gestalt einer in sich abgeschlossenen Kugel. Dann aber fand der Haß Eingang, und durch ihn kam es zur Trennung der Elemente, welche zur Bildung der Welt und der Einzelwesen führte. In diesem ewigen Kampfe zwischen Liebe und Haß und der dadurch bedingten unausgesetzten Mischung und Trennung der vier Elemente entstand allmählich das organische Leben auf der Erde. Zuerst keimten die Pflanzen aus dem Schoße der mütterlichen Erde hervor, dann kam es weiterhin zur Bildung der Tiere. Und zwar entstanden nach der Meinung des Empedokles anfangs nur einzelne Organe und Glieder, Beine ohne Körper, Nasen und Augen ohne Gesicht, Köpfe ohne Rumpf und so fort. Durch die im Anfange zufällige Vereinigung dieser verschiedenen Organe kam es zur Bildung der wunderlichsten Geschöpfe. Natürlich entstanden in der überwiegenden Mehrzahl in diesem blinden Spiele des Zufalls schreckliche und zum Leben ganz ungeeignete Mißgebürden, die wieder, kaum entstanden, dem Untergange geweiht waren und starben. Da sich aber Verwandtes und Gleiches anzieht und Feindliches abstößt, so bildeten sich vereinzelt auch solche Lebewesen, deren Teile zu einander paßten und sich ergänzten. So entstanden lebensfähige und, wenn die Zusammenpassung eine vollständige war, auch sogar fortpflanzungsfähige Geschöpfe.

So ausschweifend und ungeordnet diese Phantasiegebilde auch auf den ersten Blick erscheinen mögen, so liegt ihnen dennoch ein wunderbar tiefer Gedanke zu Grunde: das mechanische Entstehen des Zweckmäßigen in der Natur und das Ueberleben der am besten angepaßten Formen. Es ist der gleiche Grundgedanke, den wir mehr als zwei Jahrtausende später bei Darwin zu neuem Leben erwachen und nun, gereinigt von allen Schladen der Mythik, einen ungeahnten Aufschwung der gesamten Naturforschung andahnen sehen.

Den Höhepunkt des naturwissenschaftlichen Fortschrittes im Altertum bedeutet jedoch ohne Zweifel der Mann, den die Nachwelt mit dem Ehrennamen des Vaters der Naturwissenschaften belegt hat. Als ein echter Polyhistor umfaßte Aristoteles nicht nur das gesamte Wissen seiner Zeit, sondern fügte selber noch zahlreiche neue Kenntnisse hinzu. Um bei den uns hier allein interessierenden Naturwissenschaften zu bleiben, so war Aristoteles der erste, welcher mit erstaunlich sicherem Blick eine systematische Einteilung des Tierreiches nach dem Grade ihrer Verwandtschaft versuchte. Ein kühnes Unterfangen, wenn man bedenkt, daß ihm in der Gesamtheit höchstens 500 verschiedene Tierarten bekannt waren, während sich heute unsere Systematik (Einteilung) auf einer Grundlage von 300 000 bis 400 000 wohlbeschriebenen und benannten tierischen Arten aufbaut. Und trotz dieses offensibaren Mangels und der daraus hervorzuhelfenden Schwierigkeiten hat die aristotelische Einteilung in vielen Punkten noch bis heute ihre Gültigkeit bewahrt. So scheid Aristoteles bereits das Tierreich in die beiden großen Gruppen der Enaima (Bluttiere), die unseren heutigen Wirbeltieren entsprechen, und der Anaïma (blutlose Tiere), welche unserem Reiche der wirbellosen Tiere gleichzustellen sind. Zu den Bluttieren rechnete Aristoteles: 1. die lebendig gebärenden Tiere (entsprechend unseren Säugetieren), 2. die Vögel, 3. die Eier legenden Vierfüßer (entsprechend unseren Kriechtieren und Lurchen) und endlich 4. die Fische. Das Reich der blutlosen Tiere wurde ebenfalls in vier Unterabteilungen zerlegt, welche wenigstens teilweise auch heute noch zu Recht bestehen: 1. die Weichtiere. Diese entsprechen im wesentlichen der Klasse der Tintenfische oder Kraken. Die zweite Gruppe bildeten die Kruster oder Krebsstiere. Dann folgen drittens die sogenannten Kerbtiere, die etwa unseren Insekten gleichzustellen sind. Den Beschluß bilden endlich die Schalliere. In dieser letzten Abteilung vereinigte Aristoteles eine recht bunte Gesellschaft, Tiere, die wir heutigen Tages zum Teil als einander recht fernstehend betrachten, wie z. B. Muscheln und Schnecken einerseits und Seeigel und Seeesterne auf der anderen Seite.

Ueberraschend ist die große Zahl von Einzelkenntnissen, über die Aristoteles bereits verfügte und von denen viele nach langer Zeit der Vergessenheit erst im vorigen Jahrhundert von Johannes Müller, dem berühmten Berliner Naturforscher, neu entdegt wurden. So wußte Aristoteles bereits, um nur zwei Beispiele anzuführen, daß manche Haiartige lebendige Junge zur Welt bringen, und daß die Delphine und Walfische keine Fische sondern Säugetiere sind. Namentlich die letzte Tatsache ist selbst heute noch vielen Menschen unbekannt. Daß ein Geist wie der griechische Gelehrte sich auch über die Entstehung der Organismenwelt Gedanken machte und eine Erklärung zu finden versuchte, ist selbstverständlich. So lehrte Aristoteles bereits die Urzeugung der Lebewesen aus toter Materie und nahm z. B. an, daß Schlangen und Frösche aus dem Schlamm der Flüsse entstehen sollten. Mit überlegenem Lächeln bliden wir leicht auf diese etwas naive Vorstellung herab, obwohl es noch gar nicht so lange her ist, daß ähnliche Anschauungen auch in wissenschaftlichen Kreisen ernsthaft diskutiert wurden. Ja, es dürfte wohl jedem aus dem „Raust“ bekannt sein, daß sich im Mittelalter, in der Blütezeit der Alchimie (Goldmacherkunst) erste Männer damit beschäftigten, in der Retorte des chemischen Ar-

beitszimmers ein kleines wingiges Menschlein, einen Homunculus, zu erzeugen, der dann die auf ihn verwandte Liebesmühe dadurch belohnen sollte, daß er seinem Erzeuger das fernere Nachdenken ersparte, da der so wunderbar Gewordene auf jede Frage eine Antwort wissen würde. Die Zeiten des Homunculusglaubens sind freilich vorüber aber bis zu dieser Stunde hat sich namentlich bei den Landbewohnern vielfach noch der Glaube erhalten, daß Flöhe und anderes Ungeziefer entständen, wenn man Urin auf Sägespäne gösse, und die Erzeugung der Bakterien und Urtierchen fand noch vor wenigen Jahren in der Wissenschaft eifrige Verteidiger.

Nachdem die Naturwissenschaften bereits in jenen frühen Zeiten auf einen so hohen Standpunkt gehoben waren, berührt es um so schmerzlicher, zu sehen, wie schnell sie nach Aristoteles' Tode in Verfall gerieten und flächster Aberglauben an die Stelle des Strebens nach wissenschaftlicher Erkenntnis trat. Selbst der lange Zeit weit über Gebühr geschätzte Plinius der Ältere, der im Jahre 79 nach Christi als Befehlshaber der römischen Flotte von Misenum bei dem furchtbaren Ausbruche des Vesuv seinen Tod fand, ist nicht vielmehr, als ein oft sogar recht wenig zuverlässiger Zusammenschreiber, der kritlos alles zusammentrug, was und wo er es gerade fand, ohne es auf seinen wissenschaftlichen Wert zu prüfen. Von aristotelischem Geiste ist bei ihm nur sehr wenig noch zu spüren, und seine Einteilung der Tierwelt in Land-, Wasser- und Lufttiere, die bis zum Ausgange des Mittelalters die herrschende blieb, ist nicht viel wissenschaftlicher, als wenn er sie, wie Weismann es ausdrückt, nach dem Alphabet geordnet hätte. Und so ging der Verfall der Wissenschaften weiter und weiter, schon während der römischen Kaiserzeit und mehr noch im düsteren Aberglauben des Mittelalters.

Erst mit dem Auftreten des Begründers der Astronomie, Nikolaus Kopernikus, mit Galileis berühmten aus der Enge des Kerkers herausgeschleuderten Worten: „Und sie bewegt sich doch!“, mit Keplers Entdeckung der Bahn der Planeten und endlich mit Newtons Begründung des Gesetzes der Schwerkraft, fürzt der blinde Autoritäts- und Dogmenglauben, stürzt die unbeschränkte Herrschaft der Kirche und ein neues Zeitalter der naturwissenschaftlichen Forschung bricht an. —

Kleines feuilleton.

00. Die Beschäftigten. Sie paßte nicht recht in das kleine, enge Zimmer.

Ihre Spitzenbluse war düstlig und zart, in lauter flatternden Volants und Mäuschen fiel sie um ihre schlante Figur. Der hellblaue Tuchrock legte sich in langen weichen Schlepfpalten über den Teppich, dazu trug sie einen feinen hellen Strohhut mit lang nachweisenden bläulichen Schleiern, einen Sonnenschirm aus weißer Seide und lange Handschuhe aus kostbaren Spitzen. Ein Bild des raffiniertesten Luxus und überlegendster Toilettenkunst sah sie Helene gegenüber.

Die trug einen schlichten Wolrock und eine Waschbluse, alles sauber, aber einfach, ein Arbeitskleid, gerade passend für eine, die an der Nähmaschine ihr Brot verdient.

Augenblicklich freilich stand die Maschine still.

„Du hast es gerade gut getroffen, Cilly,“ sagte Helene. „Mutter ist kieferr, wir fangen erst morgen früh wieder an zu arbeiten. Ach, solche Pause tut mal wohl!“ Sie redete ihren schlanken Körper und spannte die Arme weit aus.

„Wir haben uns schon gewundert, daß sich niemand von Euch sehen läßt,“ erwiderte Cilly. „Seit vier Wochen keine Seele.“

„Ja, was denkst Du denn? Wir haben gearbeitet, es war ja Saison, ich hatte noch drei Mitarbeiterinnen außer dem Hause.“

„Aber mal konnte doch einer kommen!“ Cillys Stimme klang vorwurfsvoll. „Und wenn's auf 'ne Stunde war. Mama war schon ordentlich böse.“

„Ja, das sagst Du so; wir haben doch jetzt Saison, da zählt jede Stunde. Wir haben sogar die Sonntage durchgearbeitet und manche Nacht dazu.“

„Na ja, dann freilich!“ Cilly nahm die Entschuldigung gnädig an. Das habe ich ja aber Mama auch gesagt. Ich habe ihr gleich gesagt, Tante Marie und Lenchen haben gewiß zu arbeiten, so im Frühjahr bringt ja die Schneiderei das meiste. Aber Mama will das ja immer nicht glauben, sie meint ja immer, mal müßtet Ihr doch Zeit haben.“

„Na, dann sag' ihr nur jetzt, daß wir keine hatten.“ Helenens Stimme klang etwas scharf: „Wenn Ihr solche Sehnsucht nach uns hattet, kommtet Ihr übrigens auch mal zu uns kommen; daß Du nicht mal gekommen bist, hat mich schon längst gewundert.“

„Ja.“ Cilly wurde etwas verlegen. „Wir haben ja auch mal kommen wollen, aber es kam dann immer was dazwischen. Ja, wir haben eben auch zu tun.“ Das letzte klang sehr großartig.

Um Helenens Mund zuckte ein etwas ironisches Lächeln: „So? Habt Ihr?“

„Da brauchst Du gar nicht drüber zu spotten. Mama hat ihre Wirtschaft; was denkst Du denn, fünf Zimmer, die bringen Arbeit!“

„Ja, für die Dienstmädchen,“ sagte Helene trocken.

„Ach, die Dienstmädchen.“ Cilly nahm einen allklugen Ausdruck an, sie sprach offenbar nur noch, was sie aufgeschnappt hatte. „Die

Dienstmädchen machen gar nichts, die scheuern bloß und bürstern, und wenn man nicht immer hinterherst...“

„Lassen sie mal auf 'ner Kippesfigur ein Stäubchen liegen, nicht wahr?“

„Wie Du das wieder sagst.“ Cilly wurde empfindlich. „Das Staubwischen mache ich jetzt überhaupt. Ja, ich hab auch meine Beschäftigung. Mama sagt, 'n junges Mädchen muß sich beschäftigen. Ich staube jetzt alle Morgen ab, das heißt, natürlich nur oben, die Tischfüße und das, wo man sich hücken oder auf'n Stuhl steigen muß, macht das Mädchen.“

„Nun ja, dann hast Du ja allerdings reichlich zu tun!“

„Hab' ich auch!“ Cilly nickte. „Mit dem Staubwischen ist es doch nicht allein gemacht! Sieh' mal, ich lerne doch jetzt auch Lehrschnitzen und hab' jede Woche zwei Stunden und zu Hause übe ich noch, da sitz' ich auch jeden Tag und schnitze eine Stunde; das macht müde kann ich Dir sagen.“

„So?“

Cilly beachtete den Ausruf nicht. „Ja, Du scheinst wirklich zu denken, ich faulenze so herum. Neulich, als die Hauslisten kamen, habe ich auch Geld gesammelt für die Ferienkolonie und bin einen Tag durch unsere ganzen Vor- und Hinterhäuser gegangen, und dann muß ich Klavier üben und Briefe schreiben — ich schreib' mir mit drei Pensionistinnen Briefe — Du kannst Dir ja denken, was da zusammenkommt!“

„Kann ich mir denken, jeder Brief zwanzig Seiten.“

„Na wenn auch das nicht, aber acht werden es manchmal. Und dann stude ich noch 'ne Tablettbede für Tante Sophie zum Geburtstag, und für Onkel August schnitz' ich 'n Zigarettenkasten, und dann wird man mal eingeladen oder muß in 'n Konzert oder geht ins Theater, na, mit einem Wort: es ist immer und ewig eine Hege bei uns, man weiß nie, was man zuerst machen soll.“

„Das scheint mir auch so“, sagte Helene. „Da kommtet Ihr allerdings nicht zu uns kommen, und es ist noch sehr nett, daß Du Dich heute hast sehen lassen.“

„Ich habe mir die Stunde auch abgestohlen“, lachte Cilly. „Und jetzt muß ich wieder gehen, ich muß heute noch an einem Gedicht lernen, ich mache nächstens einen Polterabend mit.“

„Auch wieder 'ne Arbeit!“ Um Helenens Mund lag noch immer das ironische Zucken.

Cilly sah es nicht, sie seufzte: „Ach ja, ich wollte, ich hätte sie erst hinter mir, ich lerne so schwer.“ Sie reichte der Koussine die Hand: „Jetzt muß ich aber wirklich gehen, grüß Deine Mutter und laß Euch doch mal sehen, wartet doch nicht, bis wir kommen, Du weißt ja nun, wie beschäftigt wir sind.“

„Ja“, nickte Helene, „das weiß ich nun, am Ende seid Ihr noch 'beschäftigter' als wir, trotzdem wir doch zu — arbeiten haben.“ —

Kulturgegeschichtliches.

kh. Dämonen bei den alten Babyloniern. Wohl nichts führt tiefer in die typischen Formen der alten babylonischen Religion ein, als eine Betrachtung der mannigfachen abergläubischen Zeremonien und Dämonenbeschwörungen, über die wir jetzt durch ein ungeheures, ans Licht gefördertes Material eingehendste Aufklärung erhalten haben. Die Resultate einer weitverzweigten Forschung über diese Wahrsagererei und den Dämonenglauben der alten Babyloniern und Assyrier sagt Dr. Otto Weber in einer kleinen Schrift zusammen. Die Texte, die uns davon Kunde geben, reichen bis in die vorsemitische, also für uns vorhistorische Zeit zurück, denn sie sind zweisprachig abgefaßt, in der ursprünglich den Bewohnern des südlichen Babylons eigenen sumerischen Sprache und in einer babylonisch-semitischen Uebersetzung. Auch der Inhalt weist auf Formen der Kultur hin, die vor der Sumerabizeit liegen, sodas auch Texte, die nur in späteren Abschriften erhalten sind, dennoch in das dritte Jahrtausend vor Christus gesetzt werden müssen. Die wichtigsten Quellen für die Kenntnis der Dämonenbeschwörungen sind die Formeln und Gebete, die hauptsächlich in den Abschriften der Bibliothek Assurbanipals erhalten sind und in verschiedenen Serien von beträchtlichem Umfange vereinigt waren. Die Zeremonien wurden von bestimmten Beschwörungspriestern ausgeübt, die eine streng organisierte Kunst bildeten und von einem „Oberbeschwörer“ geleitet wurden. Das Amt dieser Priester, das sich vom Vater auf den Sohn vererbte, bestand darin, den von Krankheit befallenen Menschen von den bösen Dämonen, die sich um seiner Sünde willen seiner bemächtigt haben, zu befreien. Der Mensch der babylonischen Vorzeit war unaufhörlich von schlimmen Geistern umgeben, die auf den geringsten Anstoß lauerten, den Armen zu verderben. Unzählige Ursachen, durch die der Mensch in Krankheit und Elend versällt, sind in den Beschwörungsformeln aufgeschrieben. Nicht nur, wenn er die Götter beleidigt, sondern auch wenn er sich mit den Mitgliefern der Familie entzweit hat — nach dem streng patriarchalischen Bewußtsein der nomadischen Völker ein schweres Vergehen — wenn er eine falsche Wage gebraucht oder gelogen, ja nur auf dem Stuhle eines Gebannten gesessen oder ihn berührt hat, versällt er der Macht des Dämons, der ihn von allem Irdischen absondert und ganz mit furchtbaren Qualen erfüllt. Diese düstere Schar der bösen Geister ist aus dem grauenvollen Totenreiche aus Sonnenlicht gestiegen; im Sturm und im Nebel saufen sie daher, umkreisen beständig die menschlichen Wohnungen, und kein Schauspiel ist ihrem Auge widerlicher, als wenn Friede, Frömmigkeit und Tugend herrschen. Wenn der Sterbliche vom Tode überrascht wird, bevor er auf Erden sein Werk vollendet, dann läßt es ihm im Reich der Schatten keine Ruhe, als ein unheimlicher Gast

wandert er noch auf Erden und stört neidisch der Lebenden Glück. Das ist Ullfuk, der Totengeist. Mit seinen Genossen fährt er auf den brausenden Flügeln des Sturms daher; sie sind wie wutschnaubende Stiere, so grauenvoll und so stark. Auf Friedhöfen und in Gräben, in dunklen Höhlen und verlassen Ruinen wohnen sie und bergen sich vor dem Tageslicht, das sie blendet; aber Nachts schleichen sie durch die Straßen „wie Hunde“, der „böse Ulu“ hat weder Mund, Rippen noch Ohren; die üppige Teufelin Lilith gebär ihn einem Menschen, so ist er ein schmerzhaftes Ungeheuer, das sich nachts als Alp auf die Menschen stürzt. Manche dieser Dämonen sind geschlechtslos, weder Mann noch Weib. Andere sind Fieberdämonen; aus dem sumpfigen Schilfdickicht steigen sie hervor, grausenregend ist ihr Anblick, überall verbreiten sie Tod. „Der böse Aschattu ist wie eine Sturmflut herangerommen, mit Schredensglanz erfüllt er die weite Erde, mit Schreden ist er angetan, mit Furchtbarkeit ausgerüstet. Durch die Straßen schlendert er dahin, in den Gassen schaffst er sich freie Bahn. Er stellt sich zur Seite des Menschen, niemand sieht ihn, er setzt sich zur Seite des Menschen, niemand sieht ihn.“ Wie Feuer verbrennen die Fieberdämonen das Land, sie brausen über die Wüste dahin wie ein Sturmwind. Der Pestdämon Kamtar packt den Menschen wie ein Wöjewitz, nicht Hände hat er noch Füße, die Kranken wirft er nieder, er fesselt ihre Beine, sein Gott muß von dem Menschen weichen, seine Göttin aus seinem Leibe gehen. Besonders stehen die „bösen Sieben“, die den Schreden dämonischer Naturgewalten verkörpern und wie reizende Tiere im Sturm der Frühlingsnächte über die Lande rasen. Von ihnen heißt es: „Sieben sind sie, sieben sind sie lagernd im Himmel, sieben sind sie in der Tiefe des Ozeans, in einer Befassung wuchsen sie heran. Nicht männlich sind sie, nicht weiblich sind sie. Sie, vernichtende Wirbelwinde sind sie. Schonung und Mitleid kennen sie nicht, Gebet und Flehen hören sie nicht, Rasse, die im Gebirge aufgewachsen sind, sind sie. Sie sind die feindlichen Gewalten des Ea, die Thronträger der Götter sind sie.“ So überfallen die Dämonen den Menschen, von dem sein Gott gewichen, wie mit einem Gewand decken sie ihn zu, sie spritzen ihn voll mit dem Gift der Krankheit, sie binden seine Hände und fesseln seine Füße. Geister und Schaum erfüllt seinen Mund. Jammer und Schmerz ist über ihn hereingebrochen, Tag und Nacht kann er nicht mehr ruhen. Die „Kopfrankheit“ wird als das Treiben eines Dämons geschildert: „Die Kopfrankheit treibt sich in der Wüste herum, dahinstürmend wie der Wind, wie der Blitz leuchtet sie auf, oben und unten hat sie freie Bahn. Wer seinen Gott nicht fürchtet, den bricht sie wie ein Rohr, seine Gelenke zerschneidet sie wie ein Sennarohr. Wie ein Stern am Himmel leuchtet sie auf, wie das Wasser des Nachts schleicht sie dahin. Dem Wanderer stellt sie sich in den Weg, wie der Sturmwind seht sie ihm zu, den einen tötet sie, den anderen treibt sie umher, als ob er Leibschneiden hätte, so daß er wie einer, dem die Eingeweide herausgerissen, dahinkrast, wie einer, der ins Feuer geworfen ist, brennt, wie ein Wildesel ist, dessen Augen bedeckt und umwölkt sind.“ Die Beschwörungszereemonien, durch die man solche Unholde aus dem Körper vertreibt, bestehen hauptsächlich in Waschungen mit reinem Wasser oder Öl, vielfach wurden auch Bilder verfertigt, die die Dämonen darstellten und deren Vernichtung auch den Dämon vertreibt. Seltener galten diese Bilder als Stellvertreter der Kranken selbst. Häufig wurden auch Bilder von Hexen angefertigt, die ihr Opfer darstellten und deren Verhegung dann bei dem Menschen die Auslieferung an den Dämon zur Folge hatte. Begleitet waren diese komplizierten symbolischen Verrichtungen von „geflüsterter“ Formeln, die in Anrufen an die Götter, in Zwiegesprächen zwischen dem Priester und dem Kranken oder den Hauptgöttern des Rituals Ea und Marduk bestanden.

Astronomisches.

ic. Die Magellanischen Himmelswolken. Zu den berühmtesten Erscheinungen des südlichen Sternhimmels werden die Magellanischen Wolken gerechnet, die ihren Namen nach dem portugiesischen Erdumsegler Magellan (Magalhães) erhalten haben und zwei eigentümliche Lichtwolken mit zahlreichen einzelnen Sternen, Sternhaufen und Nebelflecken bilden. Die größere von beiden war schon den arabischen Astronomen unter dem Namen des Weißen Löwen bekannt. Die modernen Himmelsforscher haben diese Gebilde, die gelegentlich auch als Kapwolken bezeichnet werden, genauer studiert, und namentlich hat die Sternwarte der Harvard-Universität diese Himmelsgegend mit den neuesten Mitteln der Wissenschaft beobachten lassen. Vor einem Jahr wurde als erstes Ergebnis festgestellt, daß in der größeren Magellanischen Wolke 152, in der kleineren 57 veränderliche Sterne enthalten wären. Seitdem sind die Forschungen in der Tochtersternwarte des Harvard-Observatoriums, die bei Arequipa in Peru gelegen ist, mit Hilfe von photographischen Aufnahmen fortgesetzt worden, und die Prüfung von 16 Platten, die allein von der kleinen Wolke aufgenommen wurden, haben gezeigt, daß die Zahl der veränderlichen Sterne in dieser Himmelsgegend noch bedeutend größer ist. Das Ergebnis übertraf alle Erwartungen, so daß die Untersuchung eine sehr lange Zeit in Anspruch nahm. Bis jetzt sind nicht weniger als 970 veränderliche Sterne in dem Himmelsgebilde nachgewiesen worden und noch immer werden von Zeit zu Zeit neue darin entdeckt. Es wird eine ungeheure Arbeit machen, die genaue Stellung und die Helligkeitschwankungen dieser einzelnen Sterne festzustellen.

Die Anwendung der Photographie auf die große Magellanische Wolke hat vorläufig gezeigt, daß sie in ihrer Zusammensetzung ihrer kleineren Schwester sehr ähnlich ist, so daß sie den Astronomen eine noch langwierigere Aufgabe stellen wird. Für die Lösung der Frage nach der Bedeutung der veränderlichen Sterne werden diese Entdeckungen von größter Wichtigkeit sein. —

Humoristisches.

— Der Hausierer. Der Onkel Wolf, Gott hab' ihn selig, war Hausierer und wohnte in Krojanke.
Einmal in einer Dorfwirtschaft will er an einen polnischen Wirtschaftsinспекtor etwas verlaufen, drei Meter Stoff zum Anzug, oder ein paar Lederhosen oder sonst etwas. Bergeblisch. Der Pole steht sich alles lange an, tabelt die Ware, bietet schließlich einen Spottpreis und kauft nichts. Er steht auf und bezahlt seine Zeche. Der Onkel Wolf hat aber denselben Weg nach Slupja, wo der Inspektor wohnt.
Da ruft er ihn zurück: „Panje Inspektor, ich geh' ja auch nach Slupja, ich bezahl' nur erst das Gläsche Schnaps, was ich hab' getrunken. So, jetzt hab' ich mein letzten Pfennig ausgegeben.“ —
„Panje Inspektor, kaufen Sie mer wirklich nichts ab?“
„Hab' ich doch gesagt, was ich geh'.“
Dem Onkel Wolf ging die Galle über.
„Au mecht' ich Jhn' noch was sagen, Panje Inspektor, e Gefallen kem' Se mer doch tun. Gehn Se, borgen Se mer etwas Geld, ich hab' den letzten Pfennig hier ausgegeben, aber deswegen bleib' ich Jhn' doch noch sicher. Gehn Se, borgen Se mer wenigstens e Taler.“ —
„Is nich, mach' ich nich, borg' ich nich kein Geld niemals nich weg. Is sich so mein Prinzip.“ —
„Aber, Panje Inspektor, Se kriegen das Geld bestimmt wieder, und übrigens hier haben Se meine ganze Ware zum Pfand.“
„So, das is sich andre Sache,“ sagt der Inspektor, „aber wenn ich in vierzehn Tagen nich das Geld nich zurück hab', is sich die ganze Ware Eigentum meiniges. Verstanden? Panje Gastwirt, Sie sind Zeuge. Hier, Jud, hast Du den Taler.“
Der Onkel Wolf willigt ein und nimmt den Taler, der Inspektor nimmt das große Paket. Es wog einen halben Zentner, und der Weg nach Slupja war eine Stunde weit.
Untertwegs mühten sie häufig Halt machen, Panje Inspektor wachte sich den Schweiß, aber das Paket gab er nicht für einen Moment aus der Hand. Desto häufiger wiederholte er: „Wenn ich in vierzehn Tagen nich mein Geld nich zurück hab', is das ganze Paket Eigentum meiniges. Der Gastwirt is Zeuge.“
Als sie nun endlich in Slupja angelangt sind, nimmt der Onkel Wolf, Gott hab' ihn selig, den Taler aus der Tasche und sagt:
„Panje Inspektor, daß Se sehen, daß Se's mit einem ehrlichen Menschen zu tun haben: Hier haben Se den Taler wieder, und geben Se mer mein Paket.“ —

(„Simpl.“)

Notizen.

— Jhsen hat nicht eine geschriebene Zeile hinterlassen. Die feinerzeit aufgezzeichneten Erinnerungen hat er verbrannt. —
— Zum 1. Oktober erscheint im Verlag von Albert Langen in München eine neue literarische Monatschrift. Redakteur ist Curt Atram. —
— Die Verhandlungen über Rechtschreibung von Fremdwörtern in der deutschen technischen Literatur sind zum Abschluß gekommen und haben zur Aufstellung eines Wörterverzeichnis geführt, das demnächst herausgegeben wird. —
— Die Zahl der zurzeit in Jena eingeschriebenen Studenten hat 1400 überstiegen. Seit den Zeiten Schillers und Fichtes, wo Jena mehr als 2000 Musesöhne hatte, ist eine so hohe Zahl bisher nicht erreicht worden. —
— Der Raimund-Preis (1600 Kr.) ist Oskar Wendtner für sein dreiaktiges Volksdrama „Die Straße“ zugesprochen worden.
— Der Leipziger Musikverlag von Breitkopf u. Härtel erwarb die Musikalienhandlung Raabe u. Blochow in Berlin, läßt sie aber unter der bisherigen Firma als Sortimentsgeschäft weiter bestehen. —
— Als erste Neuheit in der kommenden Spielzeit wird die Wiener Hofoper Schillings neuestes Werk „Der Moloch“ aufführen. —
— Das Richard-Wallraf-Museum in Köln hat Wilhelm Schreuers Bild „Rosenmontagszug“ für 8800 M. angekauft. —
— In Weimar wird eine staatliche Kunstgewerbeschule geplant. —
— Die 9200 Arten umfassende Käfersammlung des verstorbenen Lehrers Friedrich in Rötzen ist durch Kauf in den Besitz der Stadt Dessau übergegangen. —